

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 1.

Montag, 2. Januar

1928.

Jugendliebe.

Familienroman von Grete v. Sah.

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle a. d. S.

(Nachdruck verboten.)

1.

Sie spielten Haschen auf dem Kirchplatz, über dem der Duft und die wundervolle Weichheit eines Frühsahrsabends lag.

Konni v. Holldorf, der schon die weiße Mütze der Prima trug, machte mit. Hinter einem Springenbusch hatte er Agnes Ihde festgekriegt — sie in den Arm genommen und geküßt. Einen flüchtigen Moment hatte sie stillgehalten, die blauen Augen geschlossen, sich dann aber empört losgerissen.

„Pfui, du!“

Sie rief sich die Lippen, sah ihn vorwurfsvoll an.

„Ich gehe jetzt.“

Er redete ihr gut zu, zu bleiben. Sie riß ihm ihre Hand weg, die er gefaßt hatte. Tränen standen in ihren Augen.

Von der anderen Seite des Kirchplatzes her, wo die anderen sich noch immer haschten, rief man ihren Namen:

„Agnes — Agnese!“

Sie antwortete nicht.

„Laß mich gehen“, sagte sie zu Konni.

„Ich wo — ich denk“ nicht dran. Kommt mal hierher — kreist sie ein, sie will auf und davon laufen!“ rief er.

Da kamen die anderen angelaufen: Trude Bacholz, Lotte Niemann, Hede Pie, Peter Karsten, Wiegand Schar und Franz Lot.

Sie umstanden Agnes und Konni.

„Was ist los — wer hat dir etwas getan?“ fragte Hede Pie, ihre großen, grauen Augen von einem zum anderen gehend lassen.

Trude Bacholz hatte ihren Arm um Agnes' Schulter gelegt, ihr leise mit der freien Hand das blonde, wirre Haar aus der Stirn gestrichen. Mit einem zärtlichen Blick sah sie in ihr Gesicht.

„Ach Gott, sie weint ja!“ rief sie auf einmal.

Agnes löste sich aus der Umarmung und lief nun wirklich davon.

„Schäm' dich!“ sagte Hede, ihn mit ihren grauen, kühlen Augen vorwurfsvoll ansehend.

„Was willst du von mir?“ Seine hochaufgeschossene Gestalt reckte sich, seine großen, dunklen Augen blickten Hede an. Trude schob ihren Arm unter den seinen.

„Sag' mal, was hast du ihr getan?“

Er schüttelte sie ab. Lotte Niemann flüsterte ihm etwas zu, das die anderen nicht hören konnten.

„Na ja — was ist dabei, im Spiel!“ sagte er. Und sich an Wiegand Schar wendend, forderte er ihn auf: „Komm, wollen doch gehen. Schließlich sind wir für solche Kinderspiele doch schon ein bißchen zu ausgewachsen.“

Sie gingen über den Kirchplatz, von den Blicken der übrigen begleitet.

„So brauchte sich Agnes nicht zu haben“, sagte Lotte Niemann.

Peter Karsten trat für Agnes ein.

„Es gehört sich nicht, daß man ein Mädchen überfällt. Agnes ist beleidigt worden. Ich werde von Konni verlangen, daß er sie um Verzeihung bittet.“

Dafür waren sie alle. Sie waren ja keine Kinder mehr. Konni v. Holldorf war achtzehn Jahre alt und die Agnes Ihde wohl sechzehn.

Lotte Niemann lachte alle aus.

„Was ihr für ein Leben daraus macht. Wir haben nun einmal wie die Kinder gespielt, und die beiden haben sich auch so betragen, ich finde gar nichts dabei.“

„Wollen die Geschichte nun ruhen lassen“, sagte Trude Bacholz. „Spielen wir weiter?“

Keiner hatte mehr Lust.

Die Mädchen schlenderten, von den jungen Leuten gefolgt, über den Kirchplatz. Hede Pie ging zwischen Trude und Lotte.

„Ostern macht Konni sein Abiturium, dann geht er auf die Universität“, sagte Hede.

„Wenn er es besteht“, warf Lotte ein, das „Wenn“ betonend.

„Bestimmt, er ist ja so begabt. Ihr glaubt ja nicht, was der alles weiß.“

Hede schien auf einmal ganz begeistert von Konni.

„Die Begabtesten fallen gewöhnlich durch“, bemerkte Lotte Niemann.

Hede widersprach.

„Der nicht!“

Peter Karsten und Franz Lot hatten alles gehört.

„Na — na“, sagten beide wie aus einem Munde.

Hede Pie zog die Schultern. Es war nichts weiter, die beiden waren neidisch auf Konni. Sie hatte es längst bemerkt, daß sie schiel auf ihn sahen. Wozu sollte sie mit ihnen streiten!

„Wenn er durchplumpst, kann er Koozmich werden“, sagte Franz Lot.

„Wär' auch nicht das schlimmste“, meinte Trude, „was meinst du, Hede?“

Hede Pie schürzte die Lippen.

„Darüber brauchen wir gar nicht zu sprechen.“

Franz lachte, und mit einem Blick auf Hede sagte er: „Hede kriegt ja einmal einen ordentlichen Baken Gold mit in die Ehe, dann heiratet er sie und kauft sich 'ne Klitsche — Hede wird sich großartig machen als Baronin Holldorf.“

Hede blieb stehen. Trude und Lotte die Hand reichend, sagte sie: „Für mich wird es nun Zeit.“

Franz bat: „Sei doch nicht so übelnehmerisch — es war doch nicht böse gemeint.“

Sie ging mit einem leisen Kopfschütteln an Franz und Peter vorbei.

„Die ist aber empfindlich!“ Franz sah ihr kopfschüttelnd nach.

Sie sprachen noch lange über Konni Holldorf, Hede Pie und Agnes Ihde.

Sie gönnten dem Konni alles Gute. Erst recht das, daß er sein Examen bestand. Sie selbst waren ja auch so weit. Es konnte einem leicht schiefgehen — gewöhnlich kam es so, wenn man einem anderen das Durchrasseln wünschte.

Um alles in der Welt nicht. Die Daumen wollte man drücken dafür, daß er glatt durchkam. Es wäre ja auch eine bittere Enttäuschung für seine Eltern, die in wenig

guten Vermögensverhältnissen lebten. Oberst v. Holl-
dorf hatte nicht mehr als seine Pension. Konni hatte
es ihnen einmal erzählt, wie sie sich einschränken mußten.
„Konni wird auch einmal auf ein Brotstudium an-
gewiesen sein“, sagte Lot.

„Natürlich — Nationalökonomie will er studieren.“
Na, da konnte er lange warten, bis er da etwas war.
Peter Karsten kannte das, sein Bruder hatte National-
ökonomie studiert — jetzt nach vier Jahren war er endlich
angestellt bei einer Versicherungsgesellschaft mit drei-
hundert Mark Monatsgehalt.

Franz Lot war anderer Meinung.

„Ach, der wird es leichter haben, er hat doch einen
Namen und Konnexionen. Und gewiß wird er einmal
reich heiraten. Er muß es schon, um seiner Familie
aufzuhelfen.“

Peter wußte, daß Konni einmal eine große Erbschaft
zu erwarten habe. Der Bruder seiner Mutter, ein
reicher Junggeselle, würde ihm einmal sein Riesengut
und Barvermögen hinterlassen.

Das wäre eine Fabel, meinte Lot, Konni glaube
selbst nicht daran, dieser berühmte Onkel sei noch so
jung, daß er Konni noch überleben könne. Nein, es stehe
nun mal fest: Konni sei darauf angewiesen, eine reiche
Frau zu nehmen.

„Meinst du, er wird einmal die Hede Lie heiraten?“
fragte Trude gespannt.

„Dies haben ja kolossal viel Geld“, fügte sie hinzu.
Franz lächelte.

„Kann schon sein.“

„Aber ich glaube, er ist in Agnes Ihde verliebt“,
sagte Trude Wacholz leise.

Lotte gab ihr einen leichten Klaps auf den Mund.

„So was sagt man nicht.“

Sie gingen jetzt paarweise nebeneinander her.

Peter Karsten neben Trude Wacholz und Franz Lot
an Lotte Niemanns Seite.

„Ach, ich denke es mir schrecklich, wenn zwei, die sich
lieben, auseinanderkommen, nur weil sie kein Geld
haben“, sagte Trude mit einem tiefen Aufatmen. Peter
faßte heimlich nach ihrer Hand und drückte sie.

„Gut, daß nicht jeder auf Geld zu sehen braucht,
wenn er heiratet. Ich werde Medizin studieren, da ist
man am ehesten in der Praxis.“

Trude Wacholz wußte: das Studium wählt er meinet-
wegen. Und ein leises Glücksgefühl stieg in ihr auf.
Von Ostern ab in fünf Jahren konnte der Peter Arzt
sein. Dann konnte er als Assistenzarzt in ihres Vaters
Sanatorium eintreten. Das Doktor Wacholz'sche Sana-
torium hatte einen guten Ruf und einen großen Zulauf.
Und dennoch hatte der Vater kein Geld. Das kam da-
her, weil er ein schlechter Kaufmann war. Er war eben
nur Arzt. Faßte seinen Verus viel zu ideal auf. blieb
mal nach einer guten Saison ein Überschuß, so wurde
der darauf verwandt, neue moderne Kurmittel anzu-
schaffen oder Um- und Ausbauten im Sanatorium vor-
genommen. Jedenfalls blieb nie etwas, um es auf die
hohe Kante zu legen.

Franz Lot wollte Architekt studieren, sein Vater
war Stadtbaumeister, und Lotte Niemanns Vater war
Bauunternehmer und Besitzer des Wienerer Stein-
bruchs. Ihre Häuser lagen nebeneinander und ihre
Gärten waren nur von einem niedrigen Staketenzaun
voneinander getrennt. Wenn nun auch nicht gerade
ein freundschaftlicher Verkehr zwischen der Familie des
Stadtbaumeisters und der des Bauunternehmers be-
stand, so ließ es sich doch nicht vermeiden, daß die Kinder,
Lotte und Franz, täglich zusammenkamen. Der niedrige
Staketenzaun war kein Hindernis für Franz, in den
Niemannschen Garten zu kommen.

Und es zog ihn doch nun einmal immer dahin. Er
sah, daß die Traubele in ihrem Garten längst nicht so
rot und süß waren, als die in Niemanns Garten. Und
daß es sich mit keinem Hund in Wienrode so toben ließ
als mit Niemanns Waldi, einem kleinen frummbeinigen
Tiedel, von dem sein Vater sagte, daß er ein abhässlich
unechtes Vieh wäre.

„Echt oder unecht, sagte er sich, er liebt Waldi nun
einmal so, wie er war. Er war auch mit niemand so
gern zusammen, als mit Lotte.“

Von klein auf hatten sie miteinander gespielt und
zehn Jahre lang Tag für Tag die gemeinsame Fahrt
zur Schule gemacht. Möchten die Eltern noch so sehr
gegen die freundschaftlichen Beziehungen sein, die beide
verbunden, sie konnten sie nicht lösen.

„Wenn ich mit meinem Studium fertig bin, gehe ich
nach Berlin“, sagte Franz, „denn hier in Wienrode ist
doch nichts los.“

Lotte blieb einen Augenblick stehen. Die Hände zu-
sammenlegend, sah sie Franz bestürzt an.

„Das brädest du fertig, von hier fortzugehen?“

„Ja natürlich, ich kann doch nicht verfaulern in Wien-
rode.“

„Und du könntest dich trennen von unserem Städt-
chen, von unserem schönen Wald — von unseren Gärten
— von Waldi?“

Alle lachten.

„Waldi und dich nehme ich mit.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich könnt' nie von hier fortgehen.“

„Dann mußt du eben hier bleiben.“

„Du würdest doch in Wienrode bleiben?“ fragte
Trude den Peter Karsten.

„Wie könnte ich das, ich muß mir doch eine Praxis
schaffen. Hier wäre das rein unmöglich. Wir haben
schon zuviel Ärzte hier. Dein Vater und Sanitätsrat
Schar und Doktor Ihde und jetzt neu hinzugekommen ist
der Doktor Frank — ich meine, die schaffen das, was es
hier in Wienrode zu tun gibt. Nein, da hätte ich nicht
viel Aussicht.“

(Fortsetzung folgt.)

Dann allerdings ...

Sie hielten Beide innig sich umschlungen,
Von Liebe und von Mondenlicht betört.
Vielleicht hat eine Nachtigall gesungen —
Ich weiß es nicht, ich hab es nicht gehört.

„Ich schwör bei allem, Liebste, was mir teuer,
Ich küßte nie im Leben je ein Weib.
Ich kühl zum ersten Male dieses Feuer,
Das mich verbrennt an Seele und an Leib!“

„Auch ich, Geliebter, trete dir entgegen,
Von all den hohen Wundern unberührt ...
Nie hat ein Mann auf meinen Lebenswegen
Die Glut meines Herzens je geschürt.“

Sie küßten sich in selig wirren Reden,
Und Beide sprachen, keiner glaubt es, wahr ...
Der Ort der Handlung war der Garten Eden,
Adam und Eva hieß das seltsame Paar.

Bud.

Des Wifingers Traum.

Von Andreas Haufland.*)

Die Schiffbauer kamen in diesem Frühjahr wieder und
vollendeten ihre Arbeit.

Im Herbst steuerte Helge selbst das große Drachenschiff
aus dem Fjord und nach Frösnes hinaus. Es war so groß,
daß ein neuer Schuppen dafür gebaut werden mußte, in
dem es den Winter über stehenblieb.

In diesem Jahr zog Helge nicht zum Fischen aus. Er
war wie an das Schiff gebannt. Stundenlang sah er täg-
lich unten im Schuppen und betrachtete es, kletterte in das
Schiff hinein und wanderte langsam von Steven zu Steven.
War er allein und niemand nahe, der ihn hören konnte,
dann stellte er sich auf das Halbdeck und ließ schallende
Kommandoworte unter dem Dach des Schuppens über das
Schiff hinrollen. Häufig nahm er den ganzen Arm voll
Wurfspeere mit, stand breitbeinig da und schleuderte die
Speere mit so rasender Kraft und Geschwindigkeit, daß
Splinter und Späne von den Schuppenpfosten flogen.

*) Wir bringen dieses Kapitel aus dem soeben (im
Adolf Sponholtz Verlag, Hannover) erschienenen Roman
„Helge der Wiking“ von Andreas Haufland. Noch nie wurde
uns die Wikingzeit so nahegebracht, das Leben der Nord-
männer auf ihren Jagden, in der Familie, bei ihrem
Götter- und Totenkult, die Odyssee ihrer Raubzüge und
Seefahrten, die sie bis an die Küsten Afrikas und Amerikas
führten.

Sah er dort hinten auf dem Halbdeed, so war es ihm, als bewege das Schiff sich unter ihm wie ein Riß, das vor Ungeduld stampfend dasitzt und ungeduldig darauf wartet, hinauszukommen, all den Abenteuern entgegen, die seiner da brauen harren.

Träumend durchlebte er alles, was er vom Vater und von Fremden gehört hatte. Das Schiff schaukelte unter ihm. Der Wellenschlag am Strande vor dem Schuppen klang für seine Ohren wie das Anschlagen der Meereswogen an die Seiten des Schiffes. Er fuhr. Sein Drache gehorchte seiner Hand und glitt vor dem leisesten Wind so leicht dahin wie schnelle Stier. Doch wollte der Sturm das Schiff umwerfen, dann lag es schwer wie ein grundfestes Felsenriff da. Und kamen feindliche Flotten, die es mit dem Steven anrennen wollten, so wand es sich zwischen den Schiffen hindurch wie die Seeschlange, der Drache, der es war, oder spannte die zähen Spanten und Ränder und fing die Stöße so unerschütterlich und unbeweglich auf, daß die feindlichen Steven trachten und barsten, die Köpfe mit den gährenden Rachen von den geborstenen Steven in sein Schiff hinunterstürzten.

Und er segelte vor leisem Wind zu den fremden Handelsplätzen und Herrensitzen. Reich war die Ladung des Schiffes. Und von vorn bis achtern sahen seine Mannen leuchtend und glitzernd von farbigen Kleidern und blanken Waffen. Unter den blinkenden Helmen wallte das Haar wie Sonnenwogen um die starken Schultern. Er selbst stand, sichtbar für alle, auf dem Halbdeed und steuerte das Schiff, desgleichen keiner je gesehen. Nur eins machte ihm das Herz schwer, daß er den Drachenkopf vom Steven heben mußte, wenn er in friedlicher Fahrt an Land segelte, daß er es dann von einem stolzen und freien Wikinger zu einem lastentragenden Sklaven erniedrigen sollte.

So sah er und träumte. Zeit und Tage schlichen so langsam dahin. Dieser Winter wollte gar kein Ende nehmen. Kein Tier im Stall sehnte sich mehr nach dem Frühling als er.

Der Frühling kam. Da wurde die niedrigste Quertwand des Schuppens fortgenommen, so daß er mit einem breit gährenden Tor zu See hin da stand.

Runde Baumstämme wurden in Abständen bis zum Meer hinunter auf den Strand gelegt. Dann stellten die Männer sich Schulter an Schulter in zwei Reihen zu beiden Seiten auf.

Als alle mit gebogenen Knien und trummen Rücken unter dem Schiff standen und die Finger sich um die Ranten der Bodenplanen krallten, ertönte Halvors Stimme: „Haai! Haa — i! Haa — i!“ Und im selben Nu streckten sich die gebogenen Knie, die Rücken hoben sich tragend, die Stützen fielen und das Schiff glitt hinaus.

„Haai! Haa — i! Haa — i!“

Die singenden Rufe wurden von jedem Mann wiederholt. Ein brüllender Chor hallte vom Strand herauf, während das Schiff, von den vielen gekrümmten Rücken halb getragen, halb gezogen, den Strand hinunter ins Wasser glitt.

Selge und einige Männer schwangen sich in das Schiff, legten die Ruder aus und drehten es herum, so daß der Vordersteven sich zum Meere wandte. Dann verankerten sie es am Land mit einem Tau vom Hintersteven nach dem Lande zu.

Selge steckte den Drachenkopf auf den Steven, und die Männer takteten den Mast auf.

Lang und herrlich lag es da, den gährenden Drachenkopf aufwärts gestreckt, als wolle es sich erheben und wie ein ungestümer Springer über die blanke See dahinjagen, den gekrümmten Drachenschweif in die Höhe geschwungen, wie in Raserei darüber, daß es das Tau, mit dem es dort hinten am Land befestigt war, nicht zerreißen konnte.

Den Rand entlang lief ein Band von rotem, leuchtendem Kupfer. Und die äußerste Kante des Randes war blendend weiß von Walroßbein, das in Schlangenwindungen von Steven zu Steven in das Holz eingelegt war.

Das ganze hellgeteerte Schiff lag auf der blanken See wie eine Schale aus goldschimmerndem Bernstein, umrandet von glühend rotem Metall und weiß leuchtendem Bein.

Als das Schiff aufgetakelt war, wurde die Ladung hineingebracht: schwere Ballen von Seehundshäuten und Walroßleder und große Bündel von Walroßstriden, wasserichte Felljüde mit Eiderdaunen und Felswerk.

Tonnen voll Mehl, Wasser, Bier und geronnener Milch, Risten und Kasten voll gedörrten Brotes, Butter, Käse und Heringen, große Bunde gedörrter Lachse und Rippfisch, Schnitten von den fettesten Schweinen sowie Reulen und Schlägel von fetten Weibekämmern.

Vor der Abreise wurde mehrere Tage lang für Selge und seine Schiffsgefährten gefeiert. Jeden Tag wanderten die Männer mit Haakon und Selge an der Spitze zum Strand hinunter und legten Brandopfer auf Njords Altar. Und am Tage der Abfahrt trugen sie die Asche von dort in das Schiff, um sie mit auf die Fahrt zu nehmen.

Am letzten Abend tanzten sie den Abschiedstanz um Njords Stein. Junge Frauen und Männer waren von allen Fiordhäfen dazugekommen.

Am Strande standen lange Tische und bogen sich unter der Masse von Speisen und Bier.

Es wurde gegessen und getrunken und getanzt, während die Sonne langsam zwischen den Schären draußen sank und ein breites, blutrotes Band sich zwischen Schiff und Horizont übers Meer legte, das wie der Himmel rot in Blut und Feuer flammte.

Und die Sonne stieg wieder aus dem Meer empor wie aus einem Purburbad.

Da gingen die Tanzenden müde, Paar um Paar, vom Strande fort und suchten sich ein Lager in Hain oder Gebüsch.

Selge ruderte an Bord des Schiffes und setzte sich in den Führersitz. Er wollte nicht schlafen, wollte diese letzte Stunde vor der Fahrt mit seinem Schiff zusammen wachen. Aber er war so jung, die Müdigkeit übermannte ihn, er sank hin und schlief ein.

Glühend heiß im Kopf von der Sonne, die ihre brennenden Strahlen auf ihn herabsandte, erwachte er und fuhr auf.

Er öffnete die Augen und schloß sie wieder, geblendet vom Licht. Langsam öffnete er sie dann aufs neue und sah sich mit halb geschlossenen Lidern um, erariff ein Horn und begann zu blasen.

Nun kamen Haakon und Alvild mit dem kleinen Mädchen vom Hof an den Strand herunter, und aus Hainen und Gebüsch taumelten schlaftrunkene Männer herbei.

Die ausgewählte Mannschaft ruderte an Bord, das Hintersteventau wurde vom Schuppen losgemacht, der Anker heraufgezogen und die Ruder ausgelegt, denn es blies eine leichte Brise vom Meer herein, und bald saßen die Männer an den Riemen und ruderten aus der Bucht.

Ganz unten am Strand stand Haakon und winkte dem Schiff nach, neben ihm Alvild mit dem Kinde, das sie hoch emporhob, und hinter ihnen ein Schwarm winkender Frauen und Männer.

Das Schiff war von vorn bis achtern dicht von bewaffneten Männern besetzt. Es lag nicht leicht auf dem Wasser. Aber es glitt geschmeidig und rasch dahin, als teile das Meer vor dem Steven sich und wäge zur Seite. Und die Wogen schienen es zu heben und zu tragen, das Licht, der Sonnenschein, quer durch die bernsteingelben Planken zu dringen, daß die Ladung und die Männer auf den Ruderbänken in dem gelben Schein ein schattenhaftes Aussehen erhielten. Und längs der Reling glühte und glitzerte die Sonne in den farbigen und von blankem Metall glänzenden Schilden. In ihren roten, gelben und blauen Wamsen saßen die Männer da und beugten und streckten sich beim Rudern, daß es aussah, als schlängelten sich unablässig vielfarbig breite Bänder von Steven zu Steven.

Unter den blanken, blinkenden Helmen hob und senkte sich das helle Haar und wallte und leuchtete wie ein reifes Kornfeld, das sich im Winde legt und hebt.

Die Gans.

Humoreske von Wilhelmine Baltinester.

Das Bergwirthshaus des Sepp Stelzer war nach seinem Tode an seine beiden Töchter gekommen. Die Kathel war Witfrau, die Regert ledig. Es war für die beiden nicht leicht, mit den zuweilen stoßbeoffenen Gästen auszukommen, noch dazu in ihrer Bergeinöde, wo man bis zum nächsten Hause zwei Stunden brauchte. Die Kathel ging — wie sie behauptete, nur aus diesem Grunde — noch einmal auf die Ehejagd. Sie traf ihre Wahl unter den Besuchern des Wirthshauses, und der Adam gefiel ihr am besten. Er war jung, stramm und konnte wunderbar jodeln. Klug war die Kathel trotz ihrer sechsundzwanzig Lebens- und fünf Ehejahre nicht geworden; ihr Gefiel halt das Jodeln so gut. Aber Regert, aufgeweckt und misstrauisch, fand den Adam nicht passend. „A Hallodri is er!“ Die Witwe Kathel stellte sich herrlich vor die Ledige hin: „Sei stad, du! Woas versteht denn du von an Mann! A verheiratete Frau wird da besser B'scheid wiss'n, dent' i!“ — „Spiel' du di nur auf die Ärtle auf! Schau nur, daß's di nit reut!“ Regert wandte der Blindverliebten den Rücken und widmete sich ihrer biden Gans, die sie mit grausamer Geduld zur schmachtigen

Verstellung brachte. Die Gans hatte bereits jenen Umfang erreicht, der sie zwang, mit gespreizten Beinen zu watscheln; ihre Zeit war nah. Und eben diese Gans, der Stolz der Kegerl, verschwand eines Tages. Kathel verdächtigte allerhand Leute, den Hirtenbub und die ärmeren der Gäste. Kegerl schwieg anständig. „Woas bist denn so schiach? Reib' da a Wort!“ ärgerte sich die Kathel. „Dast an Verdacht?“ — „Den hab' i!“ gab Kegerl mit Entschiedenheit zurück. — „Rud' anger damit!“ befahl die ältere Schwester barsch. — „Dei schöner Adam hat die Gans!“ sagte die Kegerl. — „Dös vergeh' i dir nie! Da schaut's amal, mit welcher Ruah die an anständigen Menschen verdächtig!“ schnappte die verlebte Witwe. — Kegerl lachte ihr ins Gesicht.

Im selben Augenblick verkündete ein weit hin hallender, ehedemender Jodel, daß Adam kam. Die Kathel empfing ihn verweint. Die Gans habe sich verlaufen, schluchzte sie ebenso herzerbrechend wie seinerzeit beim Begräbnis ihres Mannes. — „Die Gans?“ Adam sah teilnehmend auf die Witwe hinab. „Dös Biech kann ia nit welt sein! I such's Ent!“ — „Bist a Braver, du, wenn's aa manche Leut' nit zugeb'n woll'n!“ lobte die Kathel. Der Adam versprach, gleich auf die Suche zu gehen. Am Abend kam er todmüde zurück. „Nix g'fund'n! Morg'n such' i weiter!“ Die Witwe Kathel brachte ihm Schmalzknudeln und Wein.

Am folgenden Tage ließ sich der Adam nicht bliden. Doch am Abend war er plötzlich da, die Gans im Arme. Er konnte kaum schnaufen, so müde war er. Die Kathel bestürmte ihn mit Fragen. „Unter die Ficht'n is dös Biech umanand g'stieg'n“, erzählte er. „I geh und geh, und 's wird scho finster, der Hunger reißt mir den Magen entwei, denn i bin seit der Fruah unterwegs! Da seh i auf amal was Weikes unter an Baum stehn. „Gansl“, ruaf i, „Gansl, stabs! So geh do her, i tua dir ia nix! No komm! Gatsch, gatsch, gatsch!“ Dös satirische Biech kriagt a Angst und will davon klag'n. I spring hin, derwisch es am Flügel — daher is der ane so auss'franst — und da bin i halt!“ Kegerl nahm die Gans ohne Dank in Empfang, betrachtete sie finster und trug sie in den Stall. Die Kathel aber küßte ihren Adam ausgiebig; für jeden von der Gans zu erwartenden Schmalzstropfen bekam er einen saftigen Kuß, dazu noch Gesichtes und etliche Schnäpse, die sonst nur dem Bürgermeister oder dem Pfarrer vorgelegt wurden, wenn sie sich in die Einöde verstiegen. Der Adam ließ sich küssen und stopfte dabei das Gesicht in seinen Mund; die Kathel küßte fests die vollgestopften Wangen ihres geliebten Jodels finstlers.

Auf der Steinplatte vor der Tür wurden Schritte hörbar. Der Adam kante ruhig weiter, stieß aber die allzu nahe Kathel zwar sanft, doch bestimmt mit dem Ellbogen ein Stückchen weiter. Der Pfarrer trat ein. Er hatte in der Almhütte die Mutter des Hirtenbuben, die seit Wochen krank lag, versehen. Nun wollte er im Wirtshaus rasten; er war alt und den weiten Wegen nicht mehr gewachsen. Die Kathel bediente ihn mit affiger Zuorkommenheit. Auch die Kegerl kam herein. Man sprach hin und her. Der Adam kante noch immer. Die Kathel wollte ihn gern in den Vordergrund rücken und vom Pfarrer beachtet sehen. Sie fing von der Gans an. In allen Tonarten pries sie den Finder. — „So a Glück hab' i nit!“ sagte der Pfarrer. „Mir ist gestern abend aa a Fetzgans wegstumma; wieso, woas i nit; bis heut is no nit g'fund'n. Schad! drum, 's war a Trumm Biech, dick und fett, daß a Freud' woar!“ Der Adam schnaute beim Essen. Die Kegerl stand auf und ging in den Stall. Mit der Gans im Arme kam sie zurück. „So, Hochwürd'n, dös is Eahner Gans! Denn uns a'hört die Gans, die der Adam 'bracht hat, nit. I hab's alsei derkannt, daß 's nit die unsrige is!“ — „Na, so was!“ Mei Gans!“ rief der Pfarrer. „Ja, Klodele, wo hast denn 'stedt? Natürl, an die auss'franst'n Flügel derkenn' i mei Klodele!“

Als seine Wiedersehensfreude sich einigermaßen gelegt hatte, bläute er von einem zum anderen. Die waren so merkwürdig befangen. Er sagte den Adam schärfer ins Auge. „Im Fichtenwald hast du die Gans g'fund'n?“ Adam nickte. Der Pfarrer hatte jetzt ein Gesicht wie in jenen Augenblicken, wo er von der Kanzel herab die verstorbenen Sünder ermahnte. „Der Hiesl, mei Knecht, hat heute in der Fruah am Gittertüll von der Gänsesteig'n an Stuck von an Rodärm'l g'fund'n. Da hat sich der Diab, der sich mei Gans a'holt hat, wohl sehr geeilt und is häng'n blieb'n. Dös Stück Stoff kannst dir als Finderlohn bei mir hol'n, Adam!“ Und er zahlte eilig seine Zeche, gab Kegerl freundlich, Kathel kühl und Adam gar nicht die Hand und ging. Adam stand verärgert da und sah ihm nach. Kathel henkte auf. Kegerl wartete nur, bis der Pfarrer ein paar Schritte weit war, dann riß sie die Tür auf und sagte zu Adam: „Raus!“ Er trostete sich. Die Kathel heulte noch stärker in ihre Schürze hinein. Kegerl nahm den leeren Teller von

dem Tisch, an dem der Adam geschmaust hatte. „No ja, G'selcht's hat er fress'n müß'n! So an Diab hast heirat'n woll'n! Deul' nit und sei froh, daß du davor bewahrt word'n bist! Dös dankst der Gans! Siagst, so muß oft ane Gans die andere reit'n!“

Frauen-Zeitung

Die „Erschütterung“ der japanischen Frau. Die Tokioter Zeitung „Asahi“ hat eine überraschende Entdeckung gemacht: Sie stellt fest, daß das Erdbeben den Charakter der Japanerin „erschüttert“ hat. Der Geist der neuen Zeit, der in den letzten 5 oder 6 Jahren eine so grundlegende Veränderung an den japanischen Frauen hervorgebracht hat, wurde durch das große Erdbeben von 1923 entseelt. Die Frauen wurden durch dies furchtbare Unglück aus dem alten Trott aufgeschreckt und nahmen eine neue Stellung dem Leben gegenüber ein. „Man betrachte die jungen Frauen von heute in den Straßen“, schreibt die Zeitung. „Die meisten von ihnen werden von Männern begleitet. Das war vor einem Jahrzehnt noch eine Seltenheit. Die alte japanische Sittlichkeit lehrte sie, daß es sündhaft sei, mit dem anderen Geschlecht zu plaudern. Die einzigen Paare, die man in den Straßen sah, waren alte Leute, die sich gegenseitig unterstützten, oder Brüder und Schwestern, die von ihren Eltern begleitet wurden. Damals empfanden japanische Knaben und Mädchen Neid und Eifersucht, wenn sie Europäer und Europäerinnen Arm in Arm durch die Straßen gehen sahen. Nun haben sich die Japaner von den chinesischen Moralgesetzen frei gemacht, die ihnen sogar das Gehen mit dem anderen Geschlecht verboten. Schuljungen wandern mit Schulfrauen zusammen in die Schule, ohne deswegen getadelt zu werden. Junge Frauen plaudern natürlich und angeregt mit jungen Männern auf offener Straße. Die einzigen Mädchen, die noch allein gehen, sind die, die zu viel zu tun haben, um sich um die Männerwelt zu kümmern. Die Toiletten der Frauen unterscheiden sich gar sehr von der der früheren Japanerin. Die feste Art, in der die moderne Frau daherschreitet, ist eine deutliche Verurteilung der demütigen und geduckten Haltung der älteren Frauen. Die Ohren der jungen Japanerin scheinen einer schönen Musik in der Luft zu lauschen, die für die Frauen des älteren Geschlechts nicht hörbar war, denn sie wandeln rhythmisch und wie beschwingt daher. Der Pubitopf enthüllt die Schönheit ihrer schwarzen Haare; ihre Gesichter sind leicht und anmutig bemalt wie früher nur die von Schauspielern. In einem weiteren Jahrzehnt wird der größere Teil der japanischen Frauen europäisch gekleidet sein und in europäischen Häusern leben, denn dann werden die Schulfrauen von heute, die von dem neuen Geist erfüllt sind, Hausfrauen geworden sein.“

Reise u. Verkehr

Neue Schlafwagen der Mitropa. Die Mitropa hat einen neuen, geschmackvollen Schlafwagentyp herausgebracht. Die Wagen fallen durch ihren hordeaugetönten Ton und das zu ihrer Herstellung verwandte Teakholz angenehm auf. Sie sind auch schon seit einigen Tagen in Benutzung genommen worden. Die neuen Wagen sind 2½ Meter länger als die bisher üblichen D-Zug-Wagen. Jeder der Schlafwagen enthält 11 Schlafabteile, die als 1. oder 2. Klasse benutzt werden können. Das Innere der Wagen ist nach Entwürfen der Deutschen Werkstätten, Dresden, hergestellt. Feingestreifte, seidenähnliche Gobelin-Wandbezüge, modern gestreifte Sitzbezüge und ein dazu passender Teppich geben den Abteilen den Anblick eines bequemen und geschmackvoll ausgestatteten Salons. Besondere Sorgfalt ist auf geräuschlosen, ruhigen Gang der Wagen und gute Entlüftung der Abteile gelegt. Zur Entlüftung werden hier zum erstenmal bei Eisenbahnwagen Flekner-Sauger verwendet. In jedem Abteil ist fließendes warmes Wasser zum Waschen vorhanden. Eine Neuerung besteht auch darin, daß die Schlafabteile durch ein von der Mitropa geschütztes Sicherheits-schloß von innen gegen unbefugtes Öffnen gesichert werden können. Sehr geschmackvoll und reich ist auch die Beleuchtung der Abteile und des ganzen Wagens eingerichtet. Besondere Leselampen und Nachtlichtbeleuchtung bietet den Reisenden alle Bequemlichkeiten während der Fahrt. Auch auf besonders gute Einrichtung der Betten, die breiter als die bisher üblichen Betten sind, ist Wert gelegt worden.